

Laudatio von Frank Schätzing zur Ausstellungseröffnung „Fotografien von Michael Souvignier“ am 22. April 2010

Michael hat mich gebeten hat, heute Abend ein paar Worte zu sagen, was ich mit großem Vergnügen tue – eingedenk der Regel, dass Ansprachen nicht länger als 10 Minuten dauern sollten, weil jede weitere Minute das Interesse der Zuhörerschaft automatisch halbiert, also keine Sorge.

Jeder von Ihnen ist hier, weil ihn mit MS eine Geschichte verbindet. Jeder hat seine Assoziationen. Vornehmliche Assoziation mit MS: Filme. Was wenig Differenzierungsvermögen erfordert. Man sieht ihn ja praktisch nur noch auf Filmfestivals, meist in der Rolle desjenigen, der die Preise, die dort verliehen werden, in Empfang nimmt.

Hätten wir von ihm eine Fotoausstellung erwartet? Eher nicht.

Verfolgt man seinen Werdegang der letzten Jahre, drängt sich eine zweite Assoziation auf: Deutschland. Nicht, weil Michael der Teutone schlechthin wäre, obwohl physisch durchaus prädestiniert, den Siegfried zu singen – wenn er denn singen könnte.

Michael und Deutschland - diese Verbindung drängt sich vielmehr auf, weil viele der Preise, die ihm mit schöner Regelmäßigkeit verliehen werden, ihn als feinnervigen Portraitist der Deutschen würdigen.

„Das Wunder von Lengede“, „Taragona“, „Contergan“, „Ein Dorf verschwindet“, zuletzt „Frau Böhm sagt Nein“ – das sind Momentaufnahmen unserer Geschichte von großer Tiefenschärfe, in ihrer Gesamtheit ein beeindruckendes Panorama deutscher und deutsch/deutscher Nachkriegsbefindlichkeiten.

Da wird das Heldenhafte im Unscheinbaren sichtbar, das Monströse im Kleinbürgerlichen, das Beeindruckende im Banalen. Michaels Geschichten beziehen ihre Spannung aus seinem untrüglichen, man kann auch sagen, unbestechlichen Blick für das Authentische – hätten wir von diesem deutschen Chronisten par excellence eine Hommage an New York und Marrakesch erwartet? Nicht zwingend.

Tatsächlich schließt sich sein fotografisches Werk wie eine Klammer um sein filmisches Schaffen – nicht nur thematisch, auch zeitlich, denn die New Yorker Bilder sind vor 20 Jahren entstanden, also lange vor den großen filmischen Erfolgen, während die Impressionen aus Marrakesch eben mal ein Jahr alt sind.

Betrachtet man diesen Michael in seiner stattlichen Gesamtheit, verschwimmen die Grenzen zwischen Film und Foto.

Als ich vorhin über seine Filme sprach, ist Ihnen vielleicht aufgefallen, dass da Begriffe wie „Portraitist“, „Momentaufnahme“, „Tiefenschärfe“ einfließen, und das sind sämtlich Termini aus der Fotografie.

Michaels Filme spannen keine großen historischen Bögen, bilden keine Epochen ab, sie sind bewegte Schnappschüsse, Momentaufnahmen halt. Wiederum sind die Fotos, die hier hängen, nur scheinbar starr, tatsächlich aber voller Bewegung und Handlung, fotografierte Filme.

Zwei meiner Lieblingsbeispiele hängen weiter hinten, regelrechte Lehrstücke über Hierarchien und Kreisläufe, zeitlos erzählt: Kleiner Hund bellt großes Pferd an, Pferd unterwirft sich Reiter, Polizist, um genau zu sein, dem sich die Passanten unterwerfen, Polizist wird seinerseits dominiert vom Superorganismus Stadt, die Stadt wird dominiert von Hundescheiße. Ein Stück amerikanische Geschichte.

Und was ist mit dem deutschen Michael? Man braucht nur die Perspektive ein wenig zu verändern – und schon entpuppt sich der Mann, der uns von Lengede erzählt hat, von Böseckendorf, von einer einzigen fatalen Tablette und von der couragierten Frau Böhm, als Chronist des um Würde und Bedeutung ringenden Individuums schlechthin. Deutschland spielt dabei eine exemplarische Rolle – aber auch nicht mehr.

Als ich vor wenigen Wochen die Gelegenheit hatte, mir die Arbeiten hier anzusehen, war ich überrascht. Ich hatte viel erwartet, war aber nicht vorbereitet auf so viel Leitmotivisches über 20 Jahre hinweg.

Michael, der im Verlauf der Jahre vom Fotografen zum Kameramann, vom Kameramann zum Regisseur, vom Regisseur zum Filmproduzenten und vom Produzenten schließlich wieder zum Fotografen wurde, konzentriert sich zu Anfang, in New York, noch ganz auf das Wesentliche, das Filmern und Fotografieren zur Verfügung steht: auf Licht. Und fürs Licht braucht man erstmal keine Farben.

Im schwarzweißem New York nun findet Michaels ganz eigene Auseinandersetzung mit dem Individuum statt, wie sie seine Arbeit bis heute prägt.

Exemplarisch dafür sind diese Bilder von Straßenkreuzungen. Michael hat hier mehrfach das annähernd gleiche Bild geschossen. Beinahe identische Kreuzungen, auf denen beinahe identische Menschen die Straßenseite wechseln. Das Individuum wird zur anonymen Einheit, das eher planlos eine Welt durchhastet, die es doch mal planerisch geschaffen hat, es scheint ein bisschen verloren in seiner eigenen Schöpfung.

Das Schwarzweiße läßt den Superorganismus New York durchaus atmosphärisch auf, hat aber zugleich den Nebeneffekt, seine Bewohner zu entpersönlichen. Das Leben ist schließlich farbig, hier

erleben wir hingegen Gleichschaltung durch Farbentzug. Licht dominiert, Menschen verwandeln sich in Scherenschnitte, ihrer Identität beraubt, bis sie sich am Ende sogar entmaterialisieren, entformen, auflösen.

Automatisch wird der Mensch in Michaels New York damit auch zum Ornament, wird sein Dasein auf eine formale Funktion reduziert. Es gibt eine Ornamentik der Bewegung, eine des Stillstands, eine des Gleichschritts, eine der Pose.

Dann wieder gibt es Fotos, die vom Dach des World Trade Center aufgenommen sind, ein Ort, der Michael immer außerordentlich fasziniert hat. Aber glauben Sie mal nicht, dass Sie da tolle Ausblicke zu sehen bekommen. Michael fotografiert Menschen, die runter gucken. Von denen aber sehen Sie nur Beine, Hintern und ein Stück Oberkörper. Keine Gesichter, keine Identitäten, also warum hat er sie dann fotografiert?

Man hat mitunter den Eindruck auf diesen New York Bildern, dass der Mensch sich in der von ihm geschaffenen Umwelt eher unbedeutend ausnimmt. Dass die Architektur sich selbst genügt.

Hier ein vereinzelter Spaziergänger auf einem Koloss von Brücke, geradezu deplaziert. Dort einer in einem Auto, eingepfercht in eine Maschine, die eine Maschinenwelt durchquert. Individuen, durchdrungen von der Welt, die sie zu durchdringen suchen. „Terminator“ und „Matrix“ lassen grüßen.

Menschen, scheint es, müssen in Michaels Welt erst das Stadium ihrer Entpersönlichung durchleben, um ihre Persönlichkeit schrittweise zurück zu gewinnen. Sei es, dass sie sich gegen vereinheitlichende Stadtbilder, gegen eine übermächtige Architektur, eine entfesselte Natur, eine künstliche Konsumwelt oder ein totalitäres Regime stemmen.

Michael ist ein ausgewiesener Menschenfreund, dennoch haben es die Menschen bei ihm nicht leicht, Individuen zu bleiben. Aber sie bekommen immer eine Chance!

Und genau hier wird es spannend, denn hier offeriert uns Michael zwei Möglichkeiten, die Welt wahrzunehmen. Sehen wir eher das Verbindende, Vereinheitlichende – oder das Individuelle, sich Unterscheidende?

Dann nämlich sind die beiden Bilder von den Straßenkreuzungen alles andere als gleich. Immer neues Geschehen zeigt sich, immer andere Menschen sind es, denen wir begegnen, mit eigenen, unverwechselbaren Geschichten.

Das heißt, was wir sehen oder sehen wollen, sagt weniger über den Fotografen aus als vielmehr über uns selbst. Wie nehmen wir die Welt wahr?

In Marrakesch nun, 20 Jahre und einige Filme später, ist Michaels Welt bunt geworden. Dennoch, die Parallelen zu New York sind verblüffend. Statt Straßenkreuzungen nun marokkanische Großmarktszenen – und wieder Menschen als Scherenschnitte, getaucht in apokalyptisches Licht. Erneut die Entpersönlichung des Einzelnen, seine Auflösung. Was in New York überstrahlendes Weiß besorgt hat, erledigen hier giftgelbe Dampfschwaden.

Das ist faszinierend, aber nicht unbedingt einladend und schon gar nicht beruhigend. Wer Reminiszenzen an 1001 Nacht erwartet, sieht sich getäuscht. In Michaels Marrakesch setzt sich mit aller Konsequenz fort, was wir von ihm schon kennen. In New York war es die Architektur, die dominierte, in Marrakesch ist es die Scheinwelt des Konsums, an der sich die leibhaftigen Bewohner messen lassen müssen.

Michael fotografiert Schaufensterpuppen, makellose, perfekt proportionierte Wesen, während die im Fensterglas gespiegelten echten Menschen unscheinbar und irgendwie ratlos wirken, wie kurz vor der Auflösung. Einige Bilder zeigen die schönen Gesichter von Fotomodellen auf Bauzäunen, riesig, alles beherrschend, konterkariert von echten Menschen, die nicht annähernd den Ansprüchen genügen, die dort von den Mode- und Kosmetikikonen aufgebaut werden.

Und hatten wir uns nicht gerade im märchenhaften Marrakesch ein Bollwerk gegen die vereinheitlichende Ästhetik des Konsums erhofft?

Doch gerade hier spielt Michael umso mehr mit den Realitätsebenen der Konsumwelt, bis uns die Puppen, Models und virtuellen Wesen in ihren standardisierten Reißbrettwelten beinahe vertrauter und realer scheinen als die Realität, in der echte Menschen eher stören.

Kaum jemand bleibt in dieser Welt stehen. In Marrakesch wie in New York haben die Menschen keine Zeit, hasten aneinander vorbei, sei es, dass sie Straßen überqueren oder Märkte, geleitet von Terminen, Verabredungen, Erfordernissen, vom Sekundenzeiger, unentwegt in kleinen Zeitsprüngen begriffen, und das alles eingefangen in einem großen Zeitsprung von 20 Jahren. Selten ist Ruhe in diesen Bildern zu finden, und wenn doch, schleicht sich sofort der Eindruck von Ziellosigkeit und Zeitvergeudung ein.

Was könnte schlimmer sein in diesen Welten, als stehen zu bleiben, keine Funktion mehr auszuüben, einfach nur da zu sein.

Und wieder lässt uns Michael die Wahl. Wollen wir dieses Marrakesch tatsächlich so sehen wie gerade beschrieben? Worauf fokussieren wir unseren Blick? Wie schon in New York erweist sich Michael als Fallensteller, er ködert uns mit dem Produkt des Menschen, das den Menschen überstrahlt. Weigern wir uns indes, diesen Köder zu schlucken, erkennen wir in der Masse plötzlich den Einzelnen und seine ganz persönliche Geschichte, die an Bedeutung nicht verliert, nur weil sich um ihn herum Dutzende, hunderte und Tausende weiterer Geschichten abspielen.

Und genau das will Michael, der unbestechlicher Zeuge, der Wahrheit Suchende, wie wir ihn aus seinen Filmen kennen. Dass wir unseren Blick schärfen für Details, für die Unterschiede im scheinbar Gleichförmigen, für das Einzigartige.

Sobald wir dazu bereit sind, gerät die Welt wieder ins Lot. Die Ikonen der Globalisierung entlarven sich als leblose, wenig gebrauchstaugliche Pappkameraden, während der marokkanische Markt plötzlich vor echtem Leben brodeln.

Im selben Moment beginnt auch unsere abgestumpfte Phantasie zu brodeln. Was sind das für Leute? Wo kommt der da her? Wo geht dieser da hin? Wovon hat die Frau da letzte Nacht geträumt, welche Hoffnungen und Ängste lenken diesen Mann. Was ist – seit Michael auf den Auslöser gedrückt hat – aus dem da hinten in der Ecke geworden? Lebt er noch? Geht's ihm gut?

Dabei macht es uns Michael nicht leicht, uns für die Leute auf den Bildern zu interessieren. Kaum je erhalten wir Gelegenheit, Nähe aufzubauen. Kein freundlicher Blick lädt uns zum Gespräch. Diesem vordergründigen Mangel liegen jedoch weder Desinteresse noch Unfreundlichkeit der Abgebildeten zugrunde, sondern schlicht der Umstand, dass wir als unsichtbarer Zeuge von ihnen nicht wahrgenommen werden – und dafür selber umso mehr wahrnehmen.

Nur zweimal hat Michael der Sehnsucht des Betrachters nach Kontaktaufnahme nachgegeben, ziemlich widerstrebend, wie ich finde. Beide Bilder hängen schamhaft versteckt hinter der Bar. Werfen Sie trotzdem mal einen Blick darauf – und sei es nur, um die Position des unsichtbaren Zeugen umso mehr schätzen zu lernen.

Wenn Sie sich darauf einlassen, sind Sie reif fürs Obergeschoss, wo Michaels Fotografie der Malerei näher kommt denn je und wo ihre Phantasie Blasen schlagen darf. Dort wird Welt wird zur reinen Impression, wird vermeintlich Konkretes in den frei interpretierbaren Raum entlassen. Aller Etikettierung beraubt, regt das Gezeigte den Geist zur Erschaffung von völlig Neuem an: der konsequente, nächste Schritt im Schaffen eines Mannes, dem die Freiheit des Einzelnen über alles geht – sich eben nicht gleichschalten, nicht beherrschen, nicht unterwerfen, nicht etikettieren zu lassen.

Darum geht es in seinen Filmen, darum geht es in seinen Bildern, darum geht es in seinem Leben.

Ich finde, dafür hat er allen Applaus verdient.